

entzieht, wird seiner Verwirklichung jetzt nahe gebracht. Die Verbindung Kölns mit Bonn ist seit sechs Jahren durch die elektrische Schenellbahn am Rhein entlang (Eröffnung am 11. Januar 1906) bedeutend verbessert worden; es fahren vier Züge stündlich. Nun ist seit Jahren eine ähnliche Verbindung mit Düsseldorf geplant, die, von der Staatsregierung gebilligt, aber dort auf Widerstand stieß. Man wollte in Düsseldorf in einem Bahnbau nach Köln nur einwilligen, wenn die Regierung gleichzeitig auch die Verbindung Düsseldorfs über Duisburg, Essen nach Dortmund konzessionierte. Hierzu will sich die Regierung aber, Gott weiß aus welchen Gründen, nicht herbeilassen und so nahm Köln seinen Plan allein in die Hand. Die Stadt traf mit der Allg. Elektrizitäts-Gesellschaft und den Siemens-Schuckertwerken ein Abkommen zum Bau der Bahn, das am 21. Dezember die Genehmigung der Stadtverordneten gefunden hat. Die Kosten sind auf 24 Millionen M veranschlagt; die Bahn, die von Köln bis Düsseldorf keine Station haben soll, wird linksrheinisch geführt werden, was den Bau einer Brücke in der Nähe von Flehe bei Neuß erforderlich macht. Die Fahrt auf freier Strecke, mit 80 km Höchstgeschwindigkeit, soll nur 26 Minuten betragen, während die 35 1/2 km von den Endpunkten innerhalb der Städte mit Haltestellen in 45 Minuten zurückgelegt werden. Man hofft hier, daß Düsseldorf sich doch noch an dem Unternehmen aktiv beteiligen wird.

Vor einigen Wochen ist im Börsenblatt die Frage des etwaigen Verkaufs von Autorexemplaren behandelt worden. Man konnte aus der Art der Behandlung dieser Frage als Ansicht eines Verlegers vermuten, daß er es als eine Art Zuvorkommenheit dem Autor gegenüber auffasse, wenn er ihm Autorexemplare überweise. Das ließ wenigstens die Entrüstung vermuten darüber, daß die Autoren die Freirexemplare verkaufen, obwohl zweifellos der Verleger sie nur zu Dedikations- und Geschenkzwecken geliefert hat. Indes ist der Verleger nach § 25 des Verlagsgesetzes einfach »verpflichtet, dem Verfasser auf je hundert Abzüge ein Freirexemplar« zu liefern. Es ist eine heikle Frage, die nicht so ohne weiteres zu entscheiden ist, ob der Autor berechtigt ist, diese jedenfalls ohne irgendeinen Vorbehalt in seinen Besitz kommenden Exemplare zu verkaufen oder nicht. Anlaß, hierauf wieder zurückzukommen, bietet mir ein Schreiben des Osmanischen Lloyd in Konstantinopel, das im Dezember an viele deutsche Zeitungen gegangen ist. Es lautet in der Hauptsache wie folgt:

»In der Weihnachtszeit werden die Zeitungsredaktionen mit Büchern geradezu überschwemmt, die keinen Platz in den Redaktionsbibliotheken finden. Wenn Sie sich entschließen könnten, diese bei Ihnen eingehenden Bücher, für die Sie selbst kein Interesse haben, der Bibliothek der deutschen Gesellschaft 'Teutonia' in Konstantinopel zur Verfügung zu stellen, würden Sie sich ein großes Verdienst um die Förderung des Deutschtums und die Verbreitung deutscher Kultur im Orient erwerben.«

Es wird dann hingewiesen auf die Gefahr, daß zahlreiche Deutsche im Auslande innerlich dem Deutschtum immer mehr entfremdet werden und am geistigen Leben ihres Volkes keinen Anteil mehr nehmen. Diesem Notstand lasse sich entgegenwirken, wenn man den Auslandsdeutschen im Zusammenhang mit der geistigen und kulturellen Entwicklung seiner Volksgenossen in der Heimat erhalte und

»ihn für die mannigfachen Erscheinungen des deutschen Geisteslebens zu interessieren sucht. Dies kann aber nur durch Verbreitung der zeitgenössischen deutschen Literatur aus allen Gebieten geistigen Schaffens geschehen, und dazu bitte ich Sie, hochgeehrter Herr, uns behilflich zu sein. Wir können alles gebrauchen, von der Jugendschrift bis zur ernstlichen wissenschaftlichen Arbeit, denn eine Kolonie stellt einen Mikrokosmos dar und umschließt Vertreter aller Bildungsstufen, und es sollen außer der 'Teutonia' und dem 'Deutschen Handwerkerverein' in Konstantinopel die deutschen Kolonien in anderen Städten des Orients von den freundlichen Gaben beteilt werden. Es gibt gottverlassene Nester in Anatolien, wo junge deutsche Kaufleute und Ingenieure ein trostloses Leben führen, in das auch nicht der leiseste Widerhall von den Geisteskämpfen unseres Volkes dringt. Diesen Beklagenswerten soll auch geholfen werden. Senden Sie deshalb, was Sie entbehren können; Sie erwerben sich nicht nur ein nationales Ver-

dienst, sondern auch den Dank vieler Deutschen, die nach geistiger Nahrung verlangen.«

Unterzeichnet ist der Brief von dem Herausgeber des Osmanischen Lloyd Dr. Grunwald und als Adresse für die Sendungen wird das »Kaiserliche Deutsche Generalkonsulat Konstantinopel« angegeben. Ohne zu dem Schreiben selbst Stellung zu nehmen, möchte ich den Buchhandel von dem Vorschlage in Kenntnis setzen. Tatsache ist jedenfalls, daß viele Zeitungsredaktionen nicht wissen, wohin sie die Rezensionsexemplare verschicken sollen, denn sie zu verkaufen, nachdem sie durch Anzeige oder Besprechung in ihren Besitz gekommen sind, ist zwar rechtlich unzweifelhaft erlaubt, gilt aber nicht für anständig.

Am 10. Dezember beging der hiesige Zweigverein des Deutschen Sprachvereins das Fest seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens. Das wäre nun an sich vielleicht nicht ein so wichtiges Ereignis, das es beanspruchen könnte, hier festgehalten zu werden, wenn nicht eine typische Beobachtung sich dabei wieder aufgedrängt hätte, die wohl einmal einer Beleuchtung wert wäre. Bei der Festfeier wurde in den Reden mehrfach betont, daß der Sprachverein nicht etwa dazu geschaffen worden sei, für Sauce ein deutsches Wort zu finden, d. h. um sämtliche Fremdwörter aus der deutschen Sprache auszumergen, daß vielmehr ein darauf bezügliches Bestreben nur als Folgeerscheinung zu betrachten sei in dem Kampfe um Sprachrichtigkeit, die er sich zur Aufgabe gesetzt habe. In derselben Festversammlung wurden dann aber mundartliche Darbietungen zum Vortrag gebracht und mehrfach betont, daß der Verein sich die Pflege der Dialekte zur besonderen Aufgabe gemacht habe. Das will mir nicht logisch erscheinen. Wenn ich mir den Kampf für Sprachrichtigkeit zum Ziel gesetzt habe, so wird mir im Gegenteil die Mundart als Feind erscheinen müssen. Ich sehe den entrüsteten Widerspruch aller Dialektfreunde voraus, denn die Begeisterung für die Mundarten ist zurzeit Mode. Aber wird das Gefühl für Sprachrichtigkeit wohl gefördert werden durch die Pflege einer Mundart, die nach unsern Begriffen direkt falsche Konstruktionen hat, die mir und mich verwechselt, mit den Fäulen ein willkürliches Spiel treibt und Worte gebraucht, die die Sprache entweder ausgestoßen oder nicht anerkannt hat? Aber es ist so etwas Gemütliches im Dialekt, sagt man, etwas Volkstümliches und Humoristisches! Gewiß, der Dialektdichter hat vor seinem hochdeutschen humoristischen Kollegen den Vorteil voraus, daß er schon in dem Mittel der Sprache selbst eine humoristische Wirkung erzielt. Warum »wirkt« aber eine Humoreske im Dialekt mehr als in hochdeutscher Sprache? Wir haben in Köln eine plattdeutsche Bühne, die den geradezu unglaublichsten Blödsinn aufführt, bei dem sich das Publikum gleichwohl auf das köstlichste amüsiert. Der Mantel des Dialekts deckt alles und nivelliert alles. Aber was ist denn im Grunde die Ursache dieser sonderbaren Erscheinung? Warum kommt uns der mecklenburgische Onkel Bräsig ungleich humoristischer vor als der »übersetzte«? Es ist unser uneingestandenes oder wohl unbewußtes Gefühl der Überhebung über diese Menschen, die sich da so großartig und breitspurig gebärden. Ein geringschätziges, verzeihendes Mitleid ist es zumeist, das uns lachen macht über Gestalten, die wir als die Riesen in Gullivers Landen sehen. Wir lächeln über die Schwächen der kleinen Aufgeblasenheiten, der Wichtigtuereien, des Kontrastes törichter Handlungen mit der, d. h. unserer Vernunft, die von anderm Holze ist als die jener Leute! Dieser niedere Humor, der sogar durch die Freude an dem Mißgeschick und Unglück der Personen direkt unsittlich und selbst demoralisierend wirken kann, steht im schroffsten Gegensatz zu dem geistreichen, feinen Humor, der zu seinem Verständnis Gemüts-tiefe und Verstand fordert. Der Humor im Dialekt ist meist grobkörnig, obschon man mir nicht zu sagen braucht, daß es ausnahmsweise auch wunderschön zarte, tiefempfundene Poesien im Dialekt gibt, aber gerade hier erhöht der Dialekt die Wirkung durchaus nicht gegenüber dem Hochdeutschen, während die grob-